

Junilegende

flüssiges Licht
in Sätze gegossen

schläferndes Grün
zwei Worte
dämmen die Zeit
im Heuwind
siedet der Nachmittag

aus dem Laub
tropfen Synkopen
die Stunden
schwermütig
verbrennen im Duft
des Holunders

Dämmerung dunkelt
die Schwalbenbrust
der Abend
schwemmt Kirschgewölk
über den Horizont

im Dunkel
fiebert das Lied
der Grillen

die Stille
atmet Schlaf
unhörbar

Frühe Prosa

Als literarische Festgabe zum 100. Geburtstag von Max Dauthendey erschien ein Nachlaßband „Frühe Prosa“, herausgegeben von Hermann Gerstner unter Mitarbeit von Edmund L. Klaffki. Es ist besonders der Stadt Würzburg, die in ihrem Archiv den Nachlaß Dauthendeys bewahrt, und Oberbürgermeister Dr. Zimmerer zu danken, daß durch diese Veröffentlichung dem bisher bekannten Werk Dauthendeys ein neuer Band aus den Handschriften angefügt werden konnte. Wir bringen im folgenden daraus mit Genehmigung des Verlages Langen-Müller, München-Wien, einen Auszug, in dem der junge Dauthendey in dichterischer Sprache die Umwelt seiner Würzburger Heimatlandschaft festhält.

Jahreszeitliche Skizzen

An der Stadtmauer, die hier am Fluß entlangläuft, spinnen sich Fischer-netze hin, in jeder Masche ein weißer Schneefunke. Karren stehen lässig umher, ein Baumstamm mit schimmernder Kruste, Stangen lehnen in Bündeln an der Mauer, dort ein Wagenrad vom Schnee unförmig geschwollen.

Drunten Eishacker auf dem Fluß, einige verschneite Boote, in der Ferne die Brücke mit den eiligen Menschengestalten drüberhin. Drüben auf der andern Seite enggekauerte Dächer, weiß mit schwarzen Augen. Der dunkle Streifen, der Fluß, ist nur zur Hälfte gefroren; drüben tanzt das Wasser dunkelgrün, aber glasklar, daß man die langgezogenen Steinschichten am Grunde schauen kann. Bei der Mühle schießt es heftig vorbei, mit unbändig gierigem Zischen. Die gereizten Wellen toben und tosen mit ohnmächtig knirschendem Wüten.

Träger Dunst steht wartend über der Stadt und färbt die fernen Schneeberge schmutziggelb. Hie und da eine Stimme, ein Schreien, Hundegeheul, Klirren von Eisen, das Heulen und knatternde Sausen des Flusses. Dann von den Türmen schwanke taumelnde Glockenschläge – ein matt zerrinnender Winter-nachmittag.

Dann plötzlich ein blanker blauer Tag. Und dann noch einer. Die Menschen atmeten wie von Zentnerschuld befreit auf. Das kam so erlösend. Aber dann kamen wieder schwere dunkle Stunden. Wolkenkolosse wälzten sich schwerfällig über das Blau. Der Sturm keifte und die Luft floh scheu vor ihm, bald geduckt zur Erde, bald in stöhnender Angst gen Himmel prallend. Aber das war doch Abwechslung. Man hörte die Natur noch leben. Es war doch nimmer jene erstickende Ruhe, in der jeder Atemzug qualvoll dicht am Boden schleicht. Das lenz-junge Grün quoll und drängte stürmisch hervor. Die Knospen tropften von den Zweigen in Bäumen, in Sträuchern und Büschen. Jeder Sonnenstrahl küßte ein Blütenleben wach. An den Corneliushecken sprühten feine Büschel, golden wie gefesselte Sonnenfunken, die Fliederstauden stießen Keimblätter wie Spiralen und wie grüne Schneckengehäuse vor, und auf der Erde sprießte Halm an Halm, wie Stacheln starrte es in die Luft, aber doch wieder so köstlich weich und versöhnlich milde. Und dann standen sie noch so gebieterisch allein, man sah die Erde dazwischen und hätte sie zählen können. Aber die leeren schwarzen Bäume hoben ihren Astkorb hoch gen Sonnenhimmel. Gib uns Smaragd! baten sie.

*